



von Heribert Teggers

In der niederrheinischen Tiefebene, in der die Dämme und Deiche wie die Finger einer gespreizten Hand in das weite Land hineingreifen, lag die Kate von Jan und Marie Peerenboom. Mit erhobenem Arm konnte man an die Kante des Daches fassen, und die wenigen Tiere im kleinen Stall mußten so eng zusammenrücken, daß die stickige Luft sie fast erdrückte. Die Kate lag im Rücken des Deiches wie eine verlorene Heimstatt, fern aller Nachbarschaft.

Das Verhältnis des Jan Peerenboom zu seiner Frau war das eines Rekruten zu seinem etatsmäßigen Feldwebel. Auf Marie's Befehle gab es stets ein „Jawohl“, nur, daß Jan dabei nicht die Hände an die Hosennaht legte. Marie befahl einfach, und Jan gehorchte. Insoweit war das Eheleben im allgemeinen erträglich, denn Jan hatte sich an seine untergeordnete Rolle gewöhnt, oft zwar im Stillen murrend, immer aber schweigend dienend. Vielleicht aber lag es auch daran, daß er nur 1,60 m groß war und etwas unterentwickelt aussah, wogegen seine Frau die 1,60 m weit überschritt, muskulöse Beine und einen

mächtigen Oberbau der Welt zu präsentieren hatte. Ihre Stimme wußte viel dem Organ eines Bassisten abzugewinnen, dagegen piepste Jan wie ein heiseres Kind, das ständig unter Stimmbandentzündung litt.

Für den Alltag des Lebens kannte Marie nur eine Doktrin: arbeiten von früh bis spät. Und in dieses Tempo hatte sie auch ihren Jan eingespannt. Wenn er bei der ihm zugewiesenen Arbeit einmal ein unglückliches Gesicht zeigte, dann erinnerte Marie ihn stets daran, daß der Mensch nicht zum Vergnügen auf dieser Welt sei. Und gerade die kleinen, harmlosen Vergnügen waren es doch, die Jan so sehr liebte, und die der Herrgott doch auch für die Menschen geschaffen hatte. Warum gönnte sie ihm nicht einmal ein Glas Bier! Warum bekam er nur sonntags eine Zigarre aus der Kiste, die Marie in ihrem Schrank unerreichbar verschlossen hielt! Und warum mußte er nach der Messe mit ihr sofort nach Hause gehen, vorbei an der kleinen Eckkneipe, in der seine Freunde beim Frühschoppen saßen! Oh, es war ein Jammer mit der Nichtgewährung

bescheidener Freuden! Aber — was sollte er schon machen! Wenn Marie ihn mit ihren großen, kalten und durchdringenden Augen, die auch schweigend zu sprechen verstanden, ansah, von oben herunter ansah, dann mochte er sich am liebsten in das nächste Mausloch verkriechen.

Zwar hatte er einige Male sich behauptend versucht, durch List und Intelligenz sich solche kleinen Vergnügen zu beschaffen, war aber stets durch die Überintelligenz seines Weibes hereingefallen. Weiß der Teufel auch, wie die Marie immer hinter seine heimlichen Schliche kam! Der Spökenkicker Andreas van den Boom, der täglich stundenlang auf der Deichkrone sitzen und in den Himmel stieren konnte, der hatte ihm einmal gesagt, daß es Menschen gebe, die einen sechsten Sinn hätten. Jan aber hatte darüber gelacht. Wenn er allerdings an seine Marie dachte, dann war er oft gewillt, an so etwas zu glauben. Dabei war er alles andere als abergläubisch.

Abergläubisch aber war seine Marie. Sie bestand darauf, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, die dem gewöhnlich Sterblichen verborgen seien. Gab die Kuh an einem Tage weniger Milch, dann war sie verhext worden. Gingen die beiden Schweinchen im Futter zurück oder bekamen sie sogar Rotlauf, dann war ein böses Ekerken im Stall gewesen und hatte die Tiere erschreckt. Legten die Hühner nicht die vorschrittmäßige Anzahl von Eiern, dann war der Schwefelgestank daran schuld, den der Böse in der Nacht hinter sich hergezogen hatte. Marie roch ihn einwandfrei und totensicher. Jan kannte diese abergläubischen Litaneien, hütete sich aber zu widersprechen.

Und doch — so glaubte er wenigstens — sei einmal ein Tag des kleinen Vergnügens für ihn angebrochen. Natürlich hatte er bei dieser köstlichen Gnade mitgewirkt. Das war jener Tag, an dem Jan nach Dinslaken zum Finanzamt geschickt wurde, um die fälligen Steuern zu entrichten. Er wußte um diesen kommenden Tag. So fand er Zeit genug, um sich auf ihn vorzubereiten.

Man hatte ein Schwein geschlachtet und zum Teil verwurstet. Im Waschtopf brodelten die frischen Blut- und Leberwürste. Marie hatte sie zwar gezählt, dennoch versuchte Jan das Äußerste. Im unbewachten Augenblick fischte er heimlich je eine Wurst aus dem Kessel, tat sie in einen

Kartoffelsack und versteckte ihn heimlich unter dem Heu auf der Tenne. Würde Marie die fehlenden Würste später vermissen, so wollte er es auf seinen Eid nehmen, daß sie sich erzählt hatte. Einmal mußte er einfach aufs Ganze gehen!

Am Zahltag zog Jan seinen Sonntagsanzug an. Daß der Rock ihm etwas zu weit war, das kam ihm sehr zustatten. Die Schnur über der Schulter hielt vorne die Blutwurst und auf dem Rücken die Leberwurst unmerklich fest.

Marie hatte ihm die Steuergelder zweimal vorgezählt und in einen ledernen Beutel getan, den er tief in die Hosentasche stecken sollte. Baß erstaunt war Jan, als sie ihm fünfzig Pfennige für zwei Glas Bier und eine Zigarre aus der Kiste mit auf den Weg gab. Fast hätte er Gewissensbisse bekommen ob soviel Güte, die er doch durch eine schlechte Tat zu lohnen im Begriffe stand. Doch die einmalige Gelegenheit beschwichtigte sein aufgewühltes Gewissen, und fröhlichen Herzens machte er sich auf den Weg gegen Dinslaken.

Nun muß man wissen, daß zu jener Zeit, da unsere Geschichte spielt, bei den Städtern Bauernwurst eine nicht mehr gekannte Köstlichkeit darstellte; muß wissen, daß heimlich Tauschgeschäfte getätigt wurden, und mancher Wirt für eine solche Wurst gut und gern unter die Theke griff, allwo sich prozentigere Sachen befanden als auf dem Schanktisch.

Jan Peerenboom kannte einen solchen Wirt, der in der Nähe des Marktes eine kleine Kneipe betrieb. Als Jan das Lokal betrat, war er der einzige Gast. Die Gelegenheit mußte gleich beim Schopf genommen werden. Im Handumdrehen hatte der Wirt zwei frische Bauernwürste und Jan außer zwei hochprozentigen Schnäpsen noch ein Fünfmarkstück.

Dann entrichtete er beim Finanzamt die fälligen Steuern und machte sich auf den Heimweg. Das Geldstück in der Faust, die Faust in der Tasche, so schritt er vergnügt vor sich hin und wälzte das Problem über die zweckmäßigste Verwendung eines Fünfmarkstückes. Noch war es sicher in seiner Tasche. Aber daheim?! Jan hatte Beweise dafür, daß Marie — wenn er abends vor ihr zu Bett gegangen war — heimlich die Taschen seiner Hose und Jacke inspizierte. Er stellte sich dann zwar schlafend, aber er sah es doch. Nein, daheim war das Geld in seinem Anzug nicht

sicher. Und da tauchte auch plötzlich wieder die Sache mit dem sechsten Sinn auf. Ob er nun daran glaubte oder nicht — Marie würde ganz sicher überall das Geldstück finden, und würde er ein noch so ausgeklügeltes Versteck wählen. Wie wäre es, wenn er die fünf Mark dem Deichwirt brächte, um sie dort bei Gelegenheit nach und nach abzutrinken! Zwar gab es nur Dünnbier, immerhin aber besser als gar kein Bier. Der Ausweg schien ihm am sichersten. Morgen früh würde er dem Wirt das Geld bringen — für die Nacht aber müßte es noch gesichert werden. Mit diesem Entschluß betrat er die Katstelle.

Marie prüfte die Quittung und fand sie in Ordnung. Sie ließ sich von der Stadt erzählen und meinte dann, daß Jan doch ein schönes Vergnügen gehabt habe. Und das erkannte Jan denn auch schmunzelnd an.

Das gemeinsame Bett war groß und zweischläfrig. Zu sieben Zehnteln wurde es von Marie eingenommen, und Jan begnügte sich mit dem Rest. Vorsichtig hatte er die Hose ausgezogen und beim Überstreifen des Nachthemdes das Fünfmarkstück fest in seine rechte Faust genommen. Bald lagen sie beide im Bett. Marie schnarchte bereits, als Jan immer noch nach einem Versteck simulierte. Er konnte das Geldstück doch unmöglich während der ganzen Nacht in der Faust halten, und es wäre ein Jammer, wenn seine Frau am Morgen seinen Talisman irgendwo im Bett entdeckte. Da kam ihm ein grandioser Einfall. „Knote das Geld in den Zipfel deines Nachthemdes“, sagte er sich, „denn dort findet sie es nie.“ Vorsichtig, um sie nicht zu wecken, haschte er nach dem Zipfel und zog ihn mit etwas Mühe zu sich. Dann knotete er das Fünfmarkstück hinein und schlief den Schlaf des Gerechten. —

Es war noch ein wenig dämmerig, und Jan war noch nicht hellwach, als er plötzlich durch tanzende Verrenkungen seiner Frau vor dem Bett geweckt wurde. Im Unterbewußtsein vernahm er Rufe, Schreie, Verwünschungen und immer wieder das Wort „Düwel“ dazwischen.

„Mann, wach auf! Der Teufel ist im Haus! Da! Da! Da!“

Schlaftrunken stemmte sich Jan in die Kissen und richtete sich mühsam auf. Wie ein tanzender Derwisch schwankte sein

Weib vor dem Bett, zeigte auf einen Knoten im Hemdzipfel und schrie unentwegt:

„Den Düwel es int Hüß!“

Es dauerte noch eine kleine Weile, bis Jan hellwach war. Dann fiel er mit einem Verzweiflungsschrei, den Marie natürlich mißdeutete, in die Kissen zurück. Da hatte er doch das Fünfmarkstück in den Zipfel des Nachthemdes seiner Frau geknotet. Allmächtiger, gütiger Gott! — —

Mittlerweile hatte das tanzende Weib den Knoten gelöst und heraus fiel ein blinkendes, glitzerndes Geldstück, das nach einigen Runden still auf dem Boden vor dem Bett liegenblieb.

„Düwelsgeld, Düwelsgeld!“ schrie Marie, rannte hinaus, kam mit Handfeger und Kehrblech zurück und schob das Geldstück, ohne es mit den Fingern zu berühren, zaghaft darauf. Lief abermals hinaus, brachte eine Papiertüte, ließ es hineinrollen und knetete die Tüte zu.

Wortlos hatte Jan dem ganzen Geschehen zugeschaut. Mußte ihm denn jedes kleine Vergnügen scheitern! War er denn nur zur Arbeit verdammt! Die Beine lagen ihm so schwer, daß er sich nicht zu erheben vermochte. Erst als Marie mit übergeworfenem Mantel wieder das eheliche Schlafgemach betrat und gestikulierend erklärte, sie würde „dat Düwelsgeld“ sofort zur Kirche bringen und in den großen Opferstock werfen, fühlte Jan ein belebendes Kribbeln in den Beinen, das ihn wie ein elektrischer Schlag in die Höhe warf. Ehe er aber noch Stellung zum Vorhaben seines Weibes nehmen konnte, war Marie schon hinausgeeilt. Vom Fenster aus sah er sie den Deich hinaufklettern, und ihre Röcke wehten, als säße wirklich der Leibhaftige darunter.

„Da läuft sie hin!“ meditierte Jan im langen Nachthemd, „und mit ihr verschwinden fünfundzwanzig Glas Bier!“

Wie hart ist doch das Schicksal, das seine Lose nach uns unverständlichen und unabänderlichen Gesetzen verteilt! Warum mußte gerade ihn ein solches Los treffen, ihn, den Freudlosen und Vergnügungsarmen!

„Ich bin wahrhaftig nur für das Pech geboren und nicht einmal die kleinen Vergnügen sind mir gegönnt!“ jammerte Jan, schüttelte verständnislos den Kopf und kroch seufzend wieder unter das buntkarierte Oberbett.